

ZÜRICH FILM FESTIVAL

Besetzen sie noch, oder gentrifizieren sie schon?

Macht kaputt, was euch kaputt macht: Am Zurich Film Festival zeigen zwei neue Schweizer Filme, was von den Idealen der bewegten Achtziger übrig ist.

VON FLORIAN KELLER



«Lasst die Alten sterben»: Imaginärer Punk plagt Konsum-Kid auf Ritalinentzug. STILL: LOMOTION

Der junge Mann braucht ein Ventil, seine Spraydose hat eins. Also schüttelt er sie und versprayt eine Bushaltestelle, aber die paar Leute, die gerade dort warten, drehen nicht mal den Kopf. «Hey! Vandalismus!», schreit der Vandal. Doch niemand kümmert.

Es ist eine von vielen schönen Vignetten, die Juli Steinhart («Experiment Schneuwly») in seinen ersten Spielfilm, «Lasst die Alten sterben», packt. Er handelt von der Wut der Verzweiflung in einer Zeit, in der jeder Versuch einer widerständigen Geste entweder ignoriert oder postwendend in Kapital und Folklore verwandelt wird. Dabei ist der junge Kevin (Max Hubacher) zu Beginn noch lässig unterwegs in seiner hedonistischen Routine zwischen Shoppingmall und sozialen Medien. Aber eigentlich will er endlich wieder hässig sein, denn nur so fühlt er sich lebendig.

Partyschreck im Altersheim

Bloss, wütend auf was? Als er das Ritalin absetzt, das dafür sorgt, dass immer alles schön im Lot bleibt, hat Kevin eine leibhaftige Entzugerscheinung: Das ist Dimitri Stapier als Punk mit wildem Blick. Als persönlicher Plagegeist schwört er Kevin auf Selbstermächtigung gegen den Konsumzwang ein, ein bisschen wie Brad Pitt einst in «Fight Club», bloss dass der imaginäre Freund hier Ton Steine Scherben zitiert: «Mach kaputt, was dich kaputt macht!» Kevin kapiert und schleudert gleich mal sein

Smartphone zu Boden. Dann macht er sich daran, ein Haus zu besetzen, wo er eine krasse Kommune gründen will.

Juri Steinhart erzählt das als überstellige Komödie, die auch mal ans Lebendige geht – und die formal eine breite Palette zwischen Super-8-Patina und blinkendem Social-Media-Mosaik ausprobiert. Als Reflexion über die diffuse Wut und die Vergleichenheit der Auflehnung ist der Film den Fragen, mit denen er jongliert, nicht ganz gewachsen. Der Protest ist hier einfach das Selbstfindungstheater eines Konsum-Kids auf Ritalinentzug. Und die einzige halbwegs politische Idee, die Kevin auf Lager hat, ist die Kündigung des Generationenvertrags: Lasst die Alten sterben! Klingt provokant, mündet im Film aber vor allem darin, dass die Bande als Partyschreck im Altersheim Rabatz macht.

Daheim in der Kommune wiederum verheddert man sich zwischen Ämtliplan und der Zwängerei der freien Liebe. Ist aber auch irgendwie logisch, dass das zur Farce wird, wenn einer meint, die Geschichte wiederholen zu müssen, dafür muss man nicht mal seinen Marx gelesen haben. Es ist die Tragik der Nachgeborenen: Kevin führt ja doch nur die Rebellion seines Vaters wieder auf, der einst selber Steine geschmissen hatte, bevor er Vermögensverwalter bei einem Okofonds wurde. Da muss sich der Sohn nicht wundern, wenn dieser Papa (Christoph Gaugler) dann plötzlich in der Kommune anklopft, weil er auch dabei sein will bei die-

sem «super Projekt». Ironische Zusatzvorteil: Der Alte muss den Jungen in ihrer altlinken Technikfeindlichkeit dann noch sagen, dass sie vielleicht doch wieder mal die sozialen Medien nutzen sollten, wenn sie mit ihrer Revolte etwas mehr Reichweite erzielen wollen.

Vom Hausbesetzer zum Hausbesitzer

Da wären wir dann eigentlich schon bei Thomas Haemmerli, der in seinem neuen Dokumentarfilm ebenfalls den Antimodernismus der alten Linken ins Visier nimmt. Und er weiss, wovon er spricht, denn er war in jungen Jahren selber einer – etwa so wie Kevins Vater also, bloss dass Haemmerlis Kinder noch zu klein sind, um Häuser zu besetzen. «Die Gentrifizierung bin ich» heisst sein Film. Untertitel: «Beichte eines Finsterlings». Das Kino wäre also der Beichtstuhl, wo wir dem Regisseur seine Sünden vergeben dürfen. Ob dazu auch die Szene im Kreisssaal zählt, wo Haemmerli die Geburt seines ersten Kindes filmt, nicht ohne live auf Martin Heideggers Begriff der Geworfenheit zu referieren?

Aber seits drum, worum geht es sonst so in dem Film? Einerseits um städtische Aufwertungsprozesse und die daraus folgenden Verdrängungseffekte, vulgo Gentrifizierung. Weder Haemmerli das Phänomen andererseits vor allem dort beleuchtet, wo er es an seiner eigenen Biografie spiegeln kann, also in Zürich, São Paulo und Tifis – und an seiner Entwick-

lung vom Zürichberg-Herrensöhnchen zum Hausbesetzer und Hausbesitzer bis hin zum digitalen Nomaden von heute, der über sich sagt: «Heimat ist da, wo mein Laptop steht.»

Das ist dort interessant, wo Haemmerli seinen journalistischen Instinkt spielen lässt und seine Beobachtungen zu griffigen Thesen zuspitzt: zur Erfindung der Zürcher Altstadt etwa oder dazu, wie eine neue Fassade von gestern erzählen kann, ohne Geschichte schlecht zu simulieren. Und extrem lustig wird es ganz zum Schluss, wo Haemmerli ein Baggervideo aufwertet, indem er die Grabesstimme aus «Züri bränt» parodiert.

Politisch macht er es sich manchmal zu einfach, wenn er linken Stadtregierungen in der Schweiz pauschal einen Unwillen zur urbanen Verdichtung unterstellt. Vor allem aber schrumpft die Dialektik der Gentrifizierung letztlich zur biografischen Pointe, dass der Yuppie Thomas Haemmerli heute als Nutzniesser einer Entwicklung lebt, die er als junger Demonstrant einst zu verhindern trachtete. Und über weite Strecken ist das ein Film, dessen kosmopolitischer Geist vor allem die globale Mobilität eines Privilegierten meint: Stadtentwicklung als autobiografischer Eigentumsparn.

«Lasst die Alten sterben» am ZFF: Donnerstag, 5. Oktober, 21.30 Uhr, Riffraff. Ab 12. Oktober im Kino.

«Die Gentrifizierung bin ich» am ZFF: Sonntag, 8. Oktober, 21 Uhr, Filmpodium. Ab Frühjahr 2018 im Kino.

ZÜRICH FILM FESTIVAL

Begeistert vom Wachstum wie ein Ölbaron

Nur dank Al Gore sei das Pariser Klimaabkommen zustande gekommen, behauptet der neue Film mit und über den US-Klimaaktivisten. Das ist nicht das einzige Problem am Sequel zu «An Inconvenient Truth».

VON BETTINA DYTTRICH

Al Gore ist gut gealtert. Sein Bubengesicht wirkt nun grossväterlich, das graue Haar passt gut zur präsidialen Attitüde, die der ehemalige US-Vizepräsident nie abgelegt hat. So ganz hat er die hauchdünne Niederlage gegen George W. Bush vor siebzehn Jahren nicht verwunden – und geniesst es offensichtlich, dass ihn seine Fans immer noch als «Mister Vice President» ansprechen.

Dabei ist der 69-Jährige inzwischen vor allem als Klimaaktivist bekannt. Sein Film «An Inconvenient Truth» (Regie: Davis Guggenheim) gewann 2006 zwei Oscars und brachte Al Gore den Friedensnobelpreis. Seither fliegt er mit seinem laufend aufdatierten Klimavortrag um die Welt und bildet daneben auch Leute aus, die selber Vorträge halten sollen.

Die wirklich unbequemen Fragen sind in Al Gores Film kein Thema.

Der Indiendeal

Schon der erste Film war eine Heldengeschichte. Doch die Fortsetzung zu «An Inconvenient Sequel: Truth to Power» von Bonni Cohen und Jon Shenk treibt die Heldenverehrung in ungeahnte Höhen. Falls Sie es noch nicht wussten: Al Gore hat 2015 das Pariser Klimaabkommen gerettet. Ohne ihn wäre es nicht zustande gekommen – so suggeriert der Film. Er zeigt Gore in den Monaten vor der Klimakonferenz, unermüdlich lobbyierend. Doch in

Indien stösst er auf Widerstand. Er trifft indische Minister, die ihm unverblümt sagen, ihr Land brauche jetzt vor allem eines: billige Energie. Sie hätten das gleiche Recht auf Kohle, das die Industrieländer 150 Jahre lang hatten.

Gore ist alarmiert und organisiert hektisch Sitzungen mit US-Aussenminister John Kerry und Wirtschaftsleuten. Zu Beginn der Klimakonferenz sieht es düster aus. Indiens Premier Narendra Modi hält an der fossilfreundlichen Position fest. Da setzt Al Gore bei seinen Cleantech-Freunden alle Hebel in Bewegung. Solarcity, der grösste Solarkonzern der USA, soll Indien seine neusten Hightechsolarmodule frei zur Verfügung stellen. Angespannte Telefongespräche, Solarcity sagt zu, Indien gibt nach, und am 12. Dezember 2015 steht das Pariser Klimaabkommen. Alle jubeln – und hier hätte der Film wohl geendet, wäre ein knappes Jahr später nicht Donald Trump gewählt worden.

Eine schöne Geschichte, die auch viel über Al Gores Politikverständnis aussagt. Nur stimmt sie offenbar so nicht. Gores Bemühungen seien nicht ausschlaggebend gewesen für das Einlenken, zitiert die US-Umweltinfoplatzform E & E News einen Inder, der in Paris mitverhandelte. Und Solarcity sei nie nach Indien gekommen. Tatsächlich hat der kalifornische Konzern dazu

auch nie eine Pressemitteilung veröffentlicht; auf Nachfragen von E & E News (und der WOZ) gab er keine Antwort.

Al Gores sehr persönliche Interessen

Al Gore hat zweifellos viel geleistet. Wenige haben mit dem Thema Klima so viele Menschen erreicht wie er. Bestimmt sind viele der mutigen AktivistInnen, die sich gegen den Teersandabbau in Kanada, die Keystone-XL-Pipeline in den USA oder den Kohletagebau in Deutschland wehren, auch von «An Inconvenient Truth» aufgerüttelt worden. Doch diese Bewegungen kommen im neuen Film nicht vor. Hier geht es um den einsamen Kampf eines reichen weissen Mannes, der sich mit anderen weissen Männern vernetzt. Der Rest sind ZuhörerInnen.

Al Gore besucht eine Forschungsstation in Grönland, wo man zuschauen kann, wie Eistürme kollabieren und sich Gletscher in Sturzflüssen verwandeln. Er wadet in Gummistiefeln durch das überschwemmte Miami Beach. Auf den Philippinen besucht er ein Massengrab von Opfern des Taifuns Hayan und trifft einen Überlebenden, der weinend von seiner Todesangst erzählt. Hier – wie bei den indischen Ministern – wäre Gelegenheit gewesen, an die historische Klimaschuld der reichen Länder zu erinnern. Doch Gore beschränkt sich auf ein Zitat von Papst Franziskus über die Verletzlichkeit der Armen.

Das alles wäre noch zu verkraften, wenn Gore wenigstens eine überzeugende Strategie

präsentieren würde. Doch seine Vorschläge sind deprimierend eindimensional. Am liebsten zeigt er steile Kurven über die Zunahme von erneuerbaren Energieträgern – begeistert vom Wachstum wie ein Ölbaron. Erneuerbare Energie billiger als Kohle zu machen, ist zweifellos ein wichtiges Ziel. Aber genügt es als Strategie? Weder der Flugverkehr noch die Macht der Ölfirmen sind Thema, die wirklich unbequemen Fragen über Konsum, Handelspolitik und Wirtschaftswachstum schon gar nicht. Solarmodule und Wind statt Kohle und Öl, dann ist das Problem gelöst, das ist die Botschaft dieses Films. Was nicht erstaunt – Al Gore ist seit seiner Niederlage gegen Bush nicht nur Klimaaktivist. Er hat auch kräftig investiert. Zum Beispiel in Solarcity, heute faktisch ein Teil von Tesla. Dass Gore also auch ein sehr persönliches Interesse am Wohlgehen von Solarcity hat, erwähnt der Film nicht.

Und nicht nur an Solarcity – so reich wie Multimillionär Gore wird man nicht mit Cleantech allein. Viel verdient hat er auch mit dem Verkauf eines Fernsehensenders an Al-Dschasira, mit Mandaten bei Google und Apple, mit Immobilien und Anlagefonds. Kein Wunder, dass er die wirklich unbequeme Wahrheit nicht hören will, die die kanadische Autorin Naomi Klein auf den Punkt gebracht hat: Kapitalismus und Klima sind nicht kompatibel.

Al Gore tritt am Sonntag, 8. Oktober, am Zurich Film Festival auf. «An Inconvenient Sequel: Truth to Power» läuft ab 12. Oktober in den Kinos.